

# Reise in den Wilden Westen. Teil I

Autor(en): **Manthey, Marlene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **40 (1960-1961)**

Heft 8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161119>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Reise in den Wilden Westen (I)

MARLENE MANTHEY

## *Im Schatten des Pikes Peak*

Denver, im Oktober 1959. — Man braucht keine drei Tage in Kolorado zu sein, um sich zu fragen, ob Denver wirklich im gleichen Lande wie Washington und New York liegt. — Als wir von Washington abflogen, diskutierte jedermann die Vor- und Nachteile von «russischem Roulette»: schlägst du meinen Attaché, schlag ich zwei von deinen Attachés. Und in New Yorks Vereinten Nationen erzählten uns gleich drei verschiedene Delegierte denselben Witz: «Kennen Sie den Unterschied zwischen einem optimistischen und einem pessimistischen Delegierten? — Der Optimist lernt Russisch, der Pessimist Chinesisch!»

Nicht so in Denver, zweieinhalbtausend Kilometer weiter. Wenn man den «Rocky Mountain News» glauben darf, dann dreht sich hier die hohe Politik um «Stevenson contra Johnson» und die neuen 5%igen Regierungsbonds. Aber worüber die Leute reden, sind die Betrunkenen, der Straßenbau, der steigende Gehalt der Flüsse an Strontium 90 und darüber, daß der Westen einer ständigen Diskriminierung durch Restamerika ausgesetzt werde, in Form zu hoher Frachtsätze und zu hoher Preise westlich des Mississippi und durch zu wenig Abgeordnete, da die Sitzzuteilung im Kongreß nicht mit der Bevölkerungsverchiebung nach Westen mithalte. Selbst die Patentgesetze und die Zölle benachteiligten die westliche Hälfte der USA.

Von den Betrunkenen hat Denver — 500 000 Einwohner — im letzten Jahre nicht weniger als 20 000 verhaftet, nur aus dem einen Grunde, weil sie nicht ganz nüchtern waren. Und was die Straßen betrifft, so hat Kolorado im gleichen Zeitraum für 70 Millionen Dollar neue Straßen gebaut und 15 Millionen für den Unterhalt der alten ausgegeben.

Um auf die Betrunkenen zurückzukommen, so ist man hier im alten «Wilden Westen» heute derart sittenstreng, daß wie gesagt jedermann eingesperrt werden kann, der zu tief ins Glas gesehen hat. Es blieb einem New Yorker Richter vorbehalten, sich auf der gegenwärtig in Colorado Springs tagenden Juristenkonferenz gegen derartigen Puritanismus zu wenden: «Wenn wir in New York jeden Betrunkenen verhaften wollten, müßten wir im Jahr 400 000 einsperren. . . »

Wenn man sein gewöhnliches Leben damit zubringt, von Washington oder

New York aus den Puls Amerikas zu fühlen, fragt man sich manchmal, ob eigentlich im Hinterland auch Leute wohnen. So stark konzentriert sich das politische, geistige, kulturelle Leben auf einige wenige Zentren, daß das, was sich dahinter dehnt, nicht einmal Provinz, sondern nur eine geographische Richtung ist: Westen, Süden, Mittelwesten. . . Diese 150 Millionen Menschen, die hier wohnen, haben zwar keine Opern und keine Theater, kreieren keine neuen Moden und keine neuen Ismen. Aber wie eine Reise durch das Hinterland immer wieder drastisch vor Augen führt, sind sie es, die die Werte schaffen, die in New York verwaltet und in Washington eingesetzt werden. 72% der Weltproduktion an Molybdän wird in Kolorado aus einem einzigen Berg geschaufelt. Gold, Silber, Zinn, Blei, Kohle, Öl, Uranium, Vanadium — 250 verschiedene metallische und nichtmetallische Mineralien gibt dieser Staat her. In Colorado Springs hat man die Luftwaffen-Akademie der USA errichtet, und die gesamte Luftverteidigung Nordamerikas — wie viel oder wie wenig sie auch heute wert sein mag — läuft in diesem Gebiet zusammen, das im geographischen Zentrum Amerikas liegt.

Dies ist ein großes Jahr für Denver, das seit zehn Monaten «ein Jahrhundert Kolorado» feiert. Natürlich ist Kolorado keine hundert Jahre alt, da es erst 1876 als Staat geschaffen und in die Union aufgenommen wurde. Aber so lange wollte niemand warten. Und in der Tat war das Jahr 1859 viel wichtiger, als in Cripple Creek und den Schluchten westlich von Denver das Gold erst kilo- und dann tonnenweise aus dem Sand gelesen wurde und damit der große Goldrausch oder richtiger: das große Goldrennen anhub. «Kolorado oder krepieren», schrien 1859 die Goldgräber, die in wochenlangem Treck nach Westen zogen. «Kolorado oder krepieren», schreit es von den rostrosten Plakaten in den Reisebüros von New York, Los Angeles und New Orleans. Aber die Touristen, die zu Hunderttausenden folgten, sind weder verdorben noch haben sie Gold gegraben. Sie haben vielmehr Gold gebracht: 600 000 Angelscheine hat allein Kolorado ausgegeben. In Hotels und Motels blieb keine Badewanne leer, die Dude-Ranches zählten mehr zahlende Gäste als Rinder und selbst das letzte Schmalspur-Bähnlein des Wilden Westens, das die Denver- und Rio-Grande-Bahn eigentlich verrotten lassen wollte, weil das billiger als verschrotten ist, hat sich zwischen Ouray und Silverton sein Brot mit Feriengästen verdient. Wie uns der Herr auf der Handelskammer in Denver versichert, ist das ganze krumme Rückgrat der Rocky Mountains von den blauen Gletschern Montanas bis zu den braunen Pueblos in Neu-Mexiko von Touristendollars eingeschnitten worden. Touristen, Uranium, Öl heißt der große Boom von heute, gegen den das große Rennen von 1859 eine Altherrenpartie gewesen sein muß.

Uranium ist in den letzten Jahren hier ein Alltagswort geworden. Vor fünf Jahren noch zogen ganze Familien ins Kordilleren-Hochland, um Uranium zu sammeln, und die besseren Ausstattungsgeschäfte verkauften Prospektoren-

uniformen wie sie sonst Jagdausrüstungen verkauften; es wurden Penny-Aktien für «unerhört ertragreiche Uraniumminen» zu Millionen verkauft. Inzwischen sind die Familien wieder vor dem Televisionsapparat und die Geigerzähler auf dem Speicher gelandet. Der Penny-Aktien hat sich die Kriminalpolizei angenommen, nachdem Zehntausende von kleinen Sparern ihr Geld verloren. Aber der echten Uraniumindustrie geht es bestens.

In Denver, hinter dem jäh die Front-Range der Rocky Mountains mit Schneekappen über den feurigen Hängen der herbstlichen Wälder aufsteigt, hat man vor dem Capitol eine alte Pionierhütte mit der Jahreszahl 1859 aufgestellt. Gleich daneben reckt sich eine 20 m hohe Rakete als «Symbol des Fortschritts im Jahre 1959» in den gläsernen Himmel. Unverkennbar, daß wir uns 2500 km von Washington entfernt befinden, wo man dergleichen Fortschritte jedenfalls nicht mehr zu Volksbelustigung ausstellt. — Das Grab von Buffalo Bill, das einst in der wilden Prärie lag, ist von der Stadt längst eingeholt. Ein Museum steht dort, Motels, Hotels, Eßrestaurants. . . Von hier bis zur Grenze von Utah sind es 200 Meilen, 200 Meilen Wälder, Berge, Täler, Bodenschätze. Wir sind mit dem Flugzeug darüber geflogen. Hier und dort sieht man ein Bergwerk, ein paar Häuser, eine Tankstelle und eine Cafeteria. Hier und dort einen Erholungsort, der für den Winter geschlossen wird. Aber sonst ist alles leer. Ein Land von 270 000 km<sup>2</sup>, so groß etwa wie Westdeutschland und Belgien zusammen, besiedelt von anderthalb Millionen Menschen, die sich noch dazu in einem schmalen Streifen am Osthang der Rockies zusammendrängen. Man glaubt gerne die Versicherung eines Harvardprofessors, daß die USA drei Milliarden Einwohner haben könnten, um die Bevölkerungsdichte beispielsweise der Niederlande zu erreichen.

### *Auf der Dude-Ranch*

Montrose, Kolorado. — «Haben Sie schon einmal Rinder eingetrieben?», fragte uns der Cowhand zehn Minuten nach der Ankunft auf der Dude-Ranch. — Wir hatten nicht.

«Haben Sie wenigstens Stiefel und Blue Jeans mit?» — Wir hatten.

Eine Stunde später saßen wir mehr schlecht als recht auf Pferden, die mit unförmigen Sätteln behangen waren, und trabten hinter drei Cowhands und einem Dutzend «Dudes» einher. Zweck der Prozedur war, ein «round-up», das heißt einige der Rinder einzutreiben, die sich irgendwo an den Hängen verlaufen oder versteckt hatten. Über uns leuchteten die Rocky Mountains. Unter uns gurgelten die Canyons, die sich die Flüsse in den blauroten Boden des Kordilleren-Hochlandes gefressen haben. Die Eschen am Talboden leuchteten blutrot. Es war weit und breit keine Kuh zu sehen.

Es soll hier eingeschoben werden, daß eine Dude-Ranch eine Art Riesental

mit Sommerfrische ist. Diese, im westlichen Kolorado gelegene Ranch besteht aus «etwa» 50 000 ha Land und 7000 Stück Cattle-Fleischrindern, die nicht gemolken, sondern nur des Fleisches wegen gezogen und dann zur Mast in die Maisstaaten des Mittelwestens verkauft werden.

«Dudes» wiederum sind zahlende Gäste, die begeistert 20 Dollar und mehr pro Tag und Kopf opfern, um Arbeiten verrichten zu dürfen, für die der Rancher seinen Cowhands in der Woche 60 Dollar nebst Unterkunft und Verpflegung zahlen muß. Dem Wörterbuch zufolge hat «Dude» übrigens die doppelte Bedeutung von «Dandy» und «zimperlich». Dennoch ist das rauhe Leben und die harte Arbeit auf den Ranches dabei, die zimperlichen Dandies aus den Städten derart zu begeistern, daß sie in der letzten Dekade allein in Kolorado für etwa 30 Millionen Dollar Ranchland aufgekauft haben. Dude-Ranching ist zum Ferienziel selbst der Snobs in Boston geworden, die in Scharen in den Westen ziehen.

«Westen» ist in diesem Fall Alter oder Wilder Westen, besonders Kansas, Kolorado, Texas und im weiteren Sinne der ganze Streifen bis nach Wyoming und Montana hinauf. Keinesfalls aber ist etwa die pazifische Küste gemeint. Man sagt daher in San Franzisko oder Los Angeles «I go West», wenn man nach Denver fährt.

Um beim Erklären zu bleiben: ein Cowhand ist die weniger bunte, weniger aufreibende, nicht mit Pistolen ausgestattete Ausgabe des Cowboys, das heißt ein landwirtschaftlicher Arbeiter, der Kühe betreut. Dies ist seit der Einführung von Stacheldraht und elektrischen Weidezäunen etwas leichter als in der guten alten Zeit, aber angesichts der unendlichen Weiden und der riesigen, fast wilden Herden immer noch volle Männerarbeit. Im Frühjahr werden die Kälber gebrannt und die Herden auf die Range, das heißt auf die Weide getrieben. Im Sommer muß sie zusammengehalten und im Herbst eingetrieben und die Kälber von den Kühen getrennt werden.

Wir ritten also eine gute Stunde über eine steinige, stellenweise mit Tannen bestandene Hochebene, bis jemand in einer Senkung unter uns die Herde sichtete. «Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf», sagte einer der Dudes, «dann kommen Sie nicht weiter mit. Sie werden Ihre Knochen auch so bald spüren. Ich bin vor acht Tagen angekommen, und mir hängen die Fleischfetzen immer noch von den Beinen. Trotzdem — das ist Leben.» Er wies auf einen Habicht, der über der Herde kreiste. «Wenn ich denke, daß die Range immer noch frei und offen und leer ist und wir uns in den Städten Herzattacken holen. . . »

Dies waren also die Colorado Rockies. Das höchste und breiteste zusammenhängende Bergmassiv der USA, begrenzt von der Prärie im Osten und den Hochebenen Utahs im Westen. Das ist das Land der Cowboys und der Goldgräber, der Pioniere und Banditen, der Silberbarone, Cattlebarone, Uraniumschürfer. . . Östlich von uns stiegen die Berge zur Kontinentalwasserscheide

auf, an deren Westseite die Flüsse in den Pazifik, an der Ostseite in den Atlantik rinnen. In diesem Gebiet entspringen sämtliche Flüsse des westlichen — das heißt westlich des Mississippi gelegenen — Stromsystems außer dem Missouri und dem Columbia River. Ein gewaltiges Bild, Schnee auf den oberen Hängen, grüne, in den Tälern rotgoldenen auslaufende Hänge.

Nach einer Stunde kam die Herde. — Schwarze, plumpe Anguskühe jagten mit ihren Kälbern vorbei. Es folgten die Cowhands und dann die zahlenden Gäste. Die etwa 300 Rinder wurden in der Nähe der Ranch in eine umzäunte Weide getrieben, womit für uns Dudes die Arbeit beendet war.

Das Abendessen wurde zusammen mit dem Rancher und seiner Familie in einer Halle eingenommen, die aus rohen Balken gezimmert war. Büffelköpfe und handgewebte Indianerteppiche hingen an der Wand. «Neo-Cowboy-Stil», sagte mein Tischnachbar. «Kenne den New Yorker Architekten, der das macht — nicht billig —, kann sich aber jeder Rancher leisten, seitdem Beef 1.60 Dollar im Laden kostet. Aber die Range Cattle Industry hat eine so starke Lobby in Washington, daß sie immer noch mehr Steuergelder zugeschoben kriegt. . . » — Diese Range Cattle Industry wird heute noch auf einem Gebiet betrieben, das sich auf einer Länge von 1000 Meilen und Breite von 200 Meilen mit den Rocky Mountains hinzieht. Dann kam das Gespräch auf das Kardinalproblem von Kolorado: Wasser. Westlich der Kontinentalsscheide hat man zu viel, östlich zu wenig. Der Osten zapft sich daher Wasser ab, was im Westen böses Blut macht. Wenn der Westen dennoch Dämme und Pumpwerke erlaubt, dann darum, weil das Wasser sowieso nach Arizona oder Kalifornien weiterfließt, denen man es noch weniger gönnt als den steuerzahlenden Brüdern im eigenen Lande. Eines der ältesten Wasserprojekte — es wurde nach dem zweiten Weltkrieg fertig — ist die Big Thompson Diversion. Dies ist ein 20 km langer Tunnel unter der Kontinentalsscheide, durch die der Colorado River einen Teil seines Wassers durch die Berge zurückpumpt, wo einige 100 000 ha Land damit bewässert werden.

### *Bei Sheriff Earp in Tombstone*

Tombstone, Arizona. — Zwischen Leadville in Kolorado und Tombstone in Arizona fährt man nicht nur durch die wildesten und buntesten Schluchten Amerikas, sondern auch durch die wildeste und bunteste Geschichte des Landes. Dies ist die «Avenue des Wilden Westens», die Nabelschnur der Cowboy-stories und Banditenfilme, die Nester verknüpfte, die Cimmaron City, Bowie, Dragon und Slick Rock heißen. Es ist die Straße, an der man alle Wildwestfilme drehen würde, wenn die Atelieraufnahmen nicht viel billiger wären. In der Tat kann man in Hollywood zahllose Nachbauten dieser Dörfer sehen, in denen Tag und Nacht Wildwestszenen gedreht werden.

Als wir von Leadville abfuhrten, saßen zwei junge Burschen auf den Stufen von Elks Opera House und klopften Karten. Mit ihren karierten Hemden und blauen Drillhosen glichen sie aufs Haar den Banditen der Fernsehschirme. Aber sie warteten nicht auf den Kutschenexpres von Wells Fargo oder auf frische Pferde, sondern auf die Auszahlung der Arbeitslosen-Unterstützung. «Wir sind auf dem besten Wege, eine Ghosttown (Gespensterstadt) zu werden, wie Granite, das da unten liegt», sagte uns ein Grubeningenieur. «Wir fördern und schmelzen hier Gold, Silber, Blei, Zink und Kupfer, aber jedes Jahr wandern mehr und mehr Familien ab. Schuld sind die niedrigen Metallpreise und die ausländische Konkurrenz. Auch der Stahl- und der Kupferstreik machen uns zu schaffen. Sehen Sie dort die Häuschen der Miner am Hang. Die Türen sind mit Brettern vernagelt. Manche Besitzer kommen noch zur Sommerfrische zurück, andere lassen einfach alles stehen und liegen. . . »

Währenddessen flammten die roten Espen und die noch röteren Krüppelchen an den Berghängen über der Stadt in der Morgensonne auf, daß die Mainstreet davon widerstrahlte. Leadville, 3400 m über dem Meer gelegen, war einst in rascher Folge eine Goldgräberstadt, eine Ghosttown, das größte Silberkamp der Welt, bis es ein alltägliches Bergbaustädtchen in den Rocky Mountains wurde. Worauf man jetzt hofft, ist Fremdenverkehr. Man hat das schönste Skigebiet Amerikas — Berge zum Wandern, einen See zum Baden, Bäche zum Forellen fangen. Man hat «historischen Hintergrund», was heutzutage so gut wie eine Goldgrube ist.

All das begann damit, daß 1859 Gold gefunden wurde. Von Kalifornien und selbst Australien strömten die Abenteurer herbei. Sie zogen nach ein paar Jahren weiter, als die Erzadern versiegten. Zehn Jahre später fand man Silber, so viel Silber, daß 1880 im Distrikt 35 000 Einwohner gezählt wurden, achtmal so viel wie heute. Das «Babylon des Westens» konnte es sich leisten, seine 40 km befestigten Straßen mit Gaslicht zu beleuchten und drei öffentliche Krankenhäuser und sogar eine Oper zu unterhalten. «Silberkönig» Tabor kaufte halb Kolorado auf, und die Villa des Silberbarons Healy ist noch heute sehenswert. Zwölf Jahre dauerte der Rausch, dann stürzte der Silberpreis und mit ihm das metallene Blaublut. Als Tabors Witwe 1935 neunzigjährig starb, wachte sie immer noch über die «Unübertreffliche Mine», aus der ihr Mann Millionen herausgeschaufelt hatte. Aber Baby Doe Tabor starb bettelarm.

Bevor wir am anderen Ende des «Million Dollar-Highways» in Tombstone einfuhren, besichtigten wir das Denkmal ihres Gründers Eduard Schieffelin aus Germany. Diesem Goldgräber hatte man vorausgesagt, er werde nichts als seinen Tombstone — Grabstein — finden, falls er sich über die Coronado-Berge hinauswage. Stattdessen fand er Gold. — Der Name Schieffelin hat in Amerika guten Klang: Es war nämlich ein Schieffelin aus Hamburg, der 1890 auf die glorreiche Idee kam, der Neuen Welt all jene Vögel zu schenken, die bei Shakespeare vorkommen. Die Nachtigall hat sich bekanntlich nicht gehal-

ten. Dafür aber zahlen amerikanische Städte jährlich Tausende, um sich der Sperlinge zu erwehren.

Der berühmte Boothill, das heißt Friedhof von Tombstone liegt ebenfalls vor dem Ort. Auf einem der Steine lasen wir «Billy Clanton, Tom McLovery, Frank McLovery, ermordet in den Straßen von Tombstone 1881». Auf anderen Steinen steht: «Gesetzlich gehängt am 18. März 1884» oder «Irrtümlich gehängt 1882». Das war die Zeit als Recht und Gesetz in der Person des großen Sheriffs Wyatt Earp ankam, der im Namen des Gesetzes so schnell und so sicher schoß — rückwärts, vorwärts und um die Ecke —, daß den Ganzstarken von Tombstone Hören und Sehen verging.

Unser Ausflug in die Geschichte von Boothill war indessen unnötig, denn in der Fremont-Street wurden wir mit Pistolenfeuer empfangen: acht Männer schossen um ihr Leben. Was vor sich ging war «Hell Dorado», die jährliche, im Oktober stattfindende Neuinszenierung der berühmtesten Cowboy- und Banditenkämpfe von Tombstone. Wie historisch die Stelle ist, auf der wir standen, verrät eine Bronzetafel: «Hier fochten am 26. Oktober 1881 vier Sheriffs und Banditen die wütendste und berühmteste Pistolenschlacht des Wilden Westens, den Earp-Clanton-Kampf aus. In weniger als einer Minute waren drei Mann tot und drei verwundet.»

Diese historischen Szenen sind weniger der Vertiefung der Geschichtskennntnisse als dem Fremdenverkehr geweiht. Aus diesem Grunde haben Geschäftsleute sogar eine «Historische Gesellschaft» gegründet, die all die Saloons und Banditenkneipen wiederhergestellt und die Einschußstellen in den Wänden markiert, die Alt und besonders Jung anlocken. Denn die alten Cowboykneipen in Amerika bringen mehr Touristen-Dollars als die Ritterburgen in Europa.

Zu Abend aßen wir in einem der Saloons mit halbhoher Schwingtüren, ziselierten Pistolen und verstaubten Whiskyflaschen. Auf den Papierservietten stand «Tombstone — zu zäh um sterben zu können». Die Kellnerin stammte übrigens aus Königsberg. «Königsberg in Preußen», sagte sie. «Da sind ja nu die Russen! — Wir leben hier vom Tourismus: 347 Tage im Jahr Sonnenschein. Früher kamen viele Lungenkranke her, aber die gibt es ja kaum noch. Die Tombstoner sagen immer, daß sie selber beinahe an der Tuberkulose eingegangen wären, nicht weil sie sie selbst gehabt hätten, sondern weil die Patienten ausgeblieben sind. — Zurückgehen? Ich? Nach Europa meinen Sie? — Oh no!»

Es wurde uns plötzlich klar, daß Tombstone, wo Sheriff Earp heute noch mit einer Platzpatrone drei Banditen niederstreckt, wirklich sehr weit von Europa liegt.



Moroni, Central-Utah. — Von Arizona nach Utah fährt man durch die grandiosesten Naturwunder des Kontinents: das Grand Canyon, wo Wind und Wasser zwei Millionen Jahre Erdgeschichte aufgebrochen haben; die «Gemalte Wüste», die aussieht, als sei sie mit der Palette erschaffen worden; den Zion-Nationalpark und der Bryce Canyon. Jedes dieser Naturwunder ein gigantisches, farbentiefes, unglaublich bizarres Zeugnis der Erosion und der Wüste. Man fährt durch Indianer-Reservate und Hochtäler, in denen uns auf 150 km Wegstrecke nicht ein einziges Auto begegnet ist.

Ganz Utah — 220 000 km<sup>2</sup> groß — ist von 850 000 Menschen besiedelt, die sich noch dazu in der Mitte des Staates zusammendrücken, während riesige Hochwüsten den ganzen Westen und den Südosten überziehen. Aber je weiter man nach Norden fährt, um so häufiger trifft man Siedlungen: alte Häuser aus sonnengetrocknetem Adobe und neuerdings Häuser aus Ziegeln, eine Tankstelle, eine Cafeteria und hier und dort eine Ranch. Fast alle diese Siedlungen wurden von Mormonen gegründet. Zwei Drittel der Bevölkerung — der Anteil wächst ständig — gehören der «Kirche der Heiligen der letzten Tage» an. Man sieht saubere Farmen, in unendlicher Mühe angelegte Bewässerungskanäle, goldene Pappeln, die mitten aus der Wüste aufspringen. «Fleiß» heißt das Motto des Mormonenstaates. Der Bienenkorb ist ihr Wahrzeichen. Und was diese Sekte aus der Wüste gezaubert hat, ist in der Tat ein aus biblischen Ideen genährtes Wirtschaftswunder. «Biblich» trifft in jeder Weise für den Geist und die Erscheinung dieses Halbwüstenlandes zu, das sich Zion nennt, vom Jordan durchflossen wird und im Großen Salzsee sein eigenes Totes Meer besitzt.

Daß indessen nicht alles so alttestamentlich zugeht, wie es nach außen scheint, erfuhren wir im Sanpete County, wo uns in Sichtweite eines Tempels und inmitten von Schafherden und schlafenden Hütten gleich zwei Fabriken des Weg versperrten.

«Die sogenannte Revolution der Landwirtschaft hat uns direkt ins Genick getroffen», sagte Mr. Howard Blackham, der Manager der «Moroni Futtermittel Inc.», als er uns an den drei Meter hohen Schütteltrichtern vorbeiführte, in denen Truthahnfutter gemischt wurde («Für jede Entwicklungsstufe der Tiere ein Spezialfutter. Rezept wird im Laboratorium des Züchtersverbandes zusammengestellt»). «In den letzten acht Jahren ist die Bevölkerung des Sanpete-Landkreises von 14 000 auf 12 000 gesunken. Landflucht möchte man sagen, wenn die Leute freiwillig gehen. Denn wenn früher eine Familie von zehn Leuten notwendig war, um die Farmen und Ranches hier zu betreiben, so braucht man heute nur noch einen. Auch ist das Einkommen der Landwirtschaft auf den tiefsten Punkt seit zwanzig Jahren gefallen. Ferner mußten wir wegen des Überangebots und um die Weiden zu schonen unseren Schafbe-

stand verringern. Vor dreißig Jahren hatte Sanpete County 250 000 Schafe, heute nur 155 000. Der Ausweg, auf den wir schließlich gekommen sind, heißt Truthahnzucht.» — Mr. Blackham zeigte uns die Brutanlagen, in denen jährlich 600 000 Küken ausschlüpfen: klobige, braune Eichenschränke, deren Innentemperatur durch Thermostaten reguliert wird. Es sah wie im Tresorkeller einer Bank aus.

Das Dorf Moroni besteht aus einigen alten Rahmenhäusern an der Hauptstraße, die noch die Tage der Mormonen-Trecks gesehen haben mögen. Hier sind die Post und ein Kramladen untergebracht. An den zwei oder drei Nebenstraßen drängte sich der Rest von Moroni zusammen. Vor dem Postamt schläft ein Sternenbanner als Zeichen einer fernen Autorität: Washington, das 3500 km weiter irgendwo im Osten liegt. Gerahmt wird dies Idyll von lilabraunen Wüstenbergen, getupft mit glühend goldenen Pappeln, überzogen mit einem Himmel, wie er so klar nur in der Trockenheit der Wüste möglich ist. Ein Anblick, wie man ihn zumindest in Europa nirgends finden kann: ein unberührtes, leeres, unendlich weites Land, das auf nichts als Menschen und Wasser zu warten scheint.

In der Truthahnfarm wurde allerdings nicht geschlafen. Sie gehört der Genossenschaft von etwa hundert Züchtern, die im Umkreis von dreißig Meilen in diesem Jahre eine Million Truthähne grozogen. Diese Selbsthilfe-Organisation betreibt sowohl die Futtermittel-Fabrik wie die Brutanstalt und die Großschlächtereier, die wir danach besichtigten. In diesem supermodernen Betrieb werden täglich während der Saison 10 000 Puten geschlachtet, zubereitet und eingefroren. Genau 30 Minuten dauert es, bis ein Truthahn vom Lastauto geladen, durch elektrischen Schlag getötet und durch 175 verschiedene Händepaare hindurch und an drei Inspektoren vorbei in die riesigen Becken mit Eiswasser gelangen, wo sie zur Verbesserung des Geschmacks und der Faserbeschaffenheit für 24 Stunden «gealtert» werden. Danach packt man sie in Zellophanbeutel, steckt sie über Nacht in die Gefrierkammern und am nächsten Morgen in den Kühlwagen der Union-Pacific-Bahn. 26 Wochen dauert es, bis die schweren Hähne von dreißig bis vierzig Pfund, die am Fließband bei uns vorbeischaukelten, schlachtreif sind.

Danach besichtigten wir einen Kral mit 20 000 Puten. Dies ist ein Kleinunternehmen, wenn man bedenkt, daß der größte Truthahnzüchter in Utah jährlich 200 000 Puten produziert. Als wir die Weide betraten, rief der Farmer mit Pfeifen und Händeklatschen die Herde zusammen, worauf 20 000 schwarzgraue Knäuel mit Gackern und Krächzen auf uns zumarschierten. Diese «Big Toms» sind so wild, daß sie einander zerfleischen würden, wenn man ihnen nicht schon im Kükenstadium den Schnabel kappte.

In diesem Klima, wo die Herde Tag und Nacht im Freien bleibt und einfach vom Lastwagen herab gefüttert wird, kann ein Mann allein einen derartigen Betrieb bewältigen. «Wir hätten lieber den biblischen Lebenswandel konser-

viert», sagte Mr. Lamont Blackham, ein Vetter des Managers der Futtermittel-Fabrik, «aber das ist unmöglich. Wir müssen ständig modernisieren und rationalisieren, wenn wir konkurrieren wollen. Aber mit jeder neuen arbeitssparenden Maschine werden wieder ein paar Leute arbeitslos. . . » Was uns in Moroni wie überall in Utah auffiel, war der hochgewachsene, blonde Menschenschlag. Ursache ist die Missionsarbeit der Mormonen, die seit je in den skandinavischen Ländern, England und Deutschland besonders erfolgreich war. So ist Moroni überwiegend von Skandinaviern besiedelt. Man erzählte uns die heitere Geschichte von dem Prediger, der seine Sonntagsandacht schloß: «Und nun wird Bruder Petersen das Schlußgebet sagen», worauf die halbe Gemeinde nach vorn drängte. «Ich meine Bruder Peter Petersen», worauf nur noch jeder Dritte dem Podium zumarschierte. — «Wie gut unser Puter ist», sagte Mr. Blackham, als wir nachher mit seiner Frau und den sieben Kindern bei Dinner saßen, «können Sie schon daraus ersehen, daß in Utah pro Jahr und Kopf achteinhalb Pfund Truthahn gegessen wird. Der Jahresverbrauch in Gesamt-USA ist sechseinhalb Pfund. Doch steigt er ständig, da dieses hochwertige, zarte und schmackhafte Fleisch so gut wie kein Fett hat und daher immer mehr zur Diät all jener wird, die schlank bleiben und länger leben wollen.

Mr. Blackham versicherte uns dann, daß in fünf Jahren wahrscheinlich die meisten Turkeys vollkommen gebacken und dann eingefroren auf den Markt kommen würden. Der Trend heißt: immer mehr Komfort, selbst wenn er teuer ist. — Und was fangen die Hausfrauen an, die nicht mehr zu kochen und zu backen brauchen? «Das sehen Sie in unserer Fabrik. Alle unsere Angestellten kommen von den Farmen und Ranches in der Umgebung, und sie alle kaufen unseren Turkey, den sie vorher uns angeliefert haben, den sie aber niemals so schmackhaft und rationell zubereiten könnten wie wir hier mit unseren Anlagen und Methoden», sagte Mr. Blackham. «Das ist die Revolution der Landwirtschaft, von der ich vorhin sprach. Es ist etwas unverständlich, aber was können wir dagegen tun. . . »

(Schluß folgt)